

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 75 (1981)
Heft: 9

Artikel: Mut zur Selbstverwaltung
Autor: Niederhauser, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mut zur Selbstverwaltung*

Das Thema des heutigen Abends lautet: Selbstverwaltung und Sozialismus. Es geht um ein Ziel und um eine Art und Weise, dieses Ziel anzustreben, vor allem aber geht es um den Versuch — etwa im Restaurant Kreuz in Solothurn und in vielen ähnlichen Kollektiven — den Problemen des heutigen Alltags genossenschaftliche Lösungen entgegenzusetzen, welche die Hoffnung auf eine menschengemäÙere Zukunft in sich bergen. Erlaubt mir zunächst aber, ein paar Worte zu sagen, die scheinbar mit unserem Thema nichts zu tun haben.

Was der Begriff «Religiöser Sozialismus» auslöst

Eine Geschichte geht um in Basel: Im November des vergangenen Jahres habe ein Basler Ehepaar in der Nähe von Einsiedeln einen Autostopper mitfahren lassen, einen älteren Mann mit weißem Bart, Spazierstock, Hut und Mantel. Manchmal hat er auch keinen Bart oder keinen Stock, und es ist möglich, daß Sie eine andere Version der Geschichte kennen. Jedenfalls habe der Mann im folgenden Gespräch während der Fahrt prophezeit, es werde wohl einen kalten Winter geben, Schnee und Eis, außerdem katastrophale Erdbeben. Der Ehemann, stelle ich mir vor, nickte gelassen, während seine Frau am Steuer saÙ mit angestrengtem Blick auf die Straße, weil es gerade stark zu regnen anfang, und er sagte beiläufig, kalt sei es ja schon letztes Jahr gewesen, Schnee bereits im November, dann wieder Schneestürme im März. Als er später, weil der alte Mann lange Zeit schweigend verharrte, sich nach ihm umdrehte, war der Rücksitz des Autos leer. Dabei fuhr man mit achtzig auf der Landstraße. Ein paar Tage später hat das Ehepaar in der Zeitung die Nachricht vom Erdbeben in Algerien gelesen, später in Neapel, in Norditalien, sogar in Genf.

Ich weiß nicht, ob diese Geschichte unglaublich ist, und ich weiß auch nicht, ob ich sie glauben oder nicht glauben soll. Ich will mich gar nicht entscheiden. Ich lieÙe mir sofort beweisen, daß sie wahr ist, wenn jemand das möchte. Nur erklären, glaube ich, lieÙe ich mir die Geschichte oder ihre Entstehung nicht. Und ich habe den Eindruck, solche Geschichten — oder auch solche Dinge — gibt es wieder mehr als früher, in letzter Zeit wimmelt es geradezu davon.

Angenommen, Sie würden dem alten Mann begegnen, heute nach dieser Versammlung auf dem Heimweg würde er plötzlich ein paar

* Rede zur Jahresanfangsversammlung 1981 der Sozialistischen Kirchgenossen Basel.

Schritte mit Ihnen gehen und ein paar Worte mit Ihnen reden und wäre ebenso plötzlich spurlos und lautlos verschwunden. Was würden Sie tun? Natürlich halte ich das auch für unwahrscheinlich, aber ich denke, ich würde erschrecken, mein Weltbild würde erschüttert, obwohl deswegen nicht mehr zusammenbrechen. Aber ich bekäme Angst. Angst vor dem, was jenseits der herrschenden Vorstellung liegt, Angst vor etwas, was da von draußen hereinbricht: es ist die Angst des Bürolisten vor dem Ungeordneten, die Angst des Ladenbesitzers vor dem Chaos, die Angst des Schweizers vor dem Ausland. Diese Angst beginnt immer dort, wo der gesellschaftliche Konsens aufhört; da vermuten Kleinbürger, Lehrer und Angestellte den Abgrund, den Rand der Welt, da erstarrt ihre Vorstellung, da beginnt der Schwindel, da beginnen auch die Männerfantasien, die Fantasien jener Männer, welche die Welt in Ruhe und Ordnung halten wollen um jeden Preis. Die Unterdrückung dieser Angst malt den Teufel nur noch umso schwärzer an die Wand, und mit dieser Angst und ihrer Unterdrückung beginnt der Faschismus. Es ist die Angst vor dem, was wir nicht wahrhaben —, was wir nicht wahr sein lassen können.

Eine andere Geschichte hängt genauso wie die eben erzählte mit dem zusammen, was mir heute einfällt, wenn ich den Begriff «Religiöser Sozialismus» höre, und mit dem Befremden, das dieser Begriff noch vor zwei, drei Jahren in mir ausgelöst hätte und, wie ich festgestellt habe, heute noch bei vielen meiner Bekannten auslöst, was damit zusammenhängen mag, daß alle, die einen Beitrag zur Verbesserung dieser Welt leisten möchten, als Träumer belächelt werden (während jene, die das Gegenteil tun, immer auf gewisse Bewunderung hoffen dürfen). Die Sozialisten im allgemeinen sind froh, wenn sie sich auf Wissenschaft und Realpolitik berufen können, von denen man nach heutiger orthodoxer Vorstellung annimmt, sie seien jenseits von bloßem Glauben und weltfremder Träumerei angesiedelt. Und die Sozialisten im allgemeinen sind froh darum, ihre Hoffnung auf eine bessere Welt im Diesseits ansiedeln zu können, das gibt ihnen eine gewisse Sicherheit. Religiöser Sozialismus verzichtet darauf, er bekennt sich dazu, daß Glaube die Grundlage seiner Hoffnung sei. Das befremdet.

Wir sehen nur, was wir glauben

Was mir dazu einfällt, ist eine Geschichte aus meiner Lehrzeit und eine Geschichte aus der Wissenschaft.

Ich erinnere mich an einen jungen Elektromonteur, mit dem ich während meiner Lehre zusammenarbeitete, und ich erinnere mich gern an ihn. Er gehörte zu den wenigen, denen das Zusammenarbeiten mit Lehrlingen wichtiger war als deren Erziehung. Er war kein Sozialist, aber ein intelligenter Mann war er, der seine Meinung unge-

hemmt sagte, sofern er eine hatte, und er hatte meistens eine. Er gehörte zu meinen Vorbildern, zu den großen Brüdern, die man sich wählt im Lauf einer Biografie. Und einer seiner Grundsätze war: «Ich glaube nur, was ich sehe.» Zum Beispiel sagte er das, wenn der Chefmonteur behauptete, die Pläne würden schon rechtzeitig geliefert werden, man brauche sich keine Sorgen zu machen. «Ich glaube nur, was ich sehe», sagte er dann. Damit war die Diskussion vorläufig beendet. Aber dasselbe sagte er natürlich auch, wenn von Religion die Rede war, und vermutlich ist diese Redewendung auch in solchem Zusammenhang entstanden. Ich war lange der Ueberzeugung, er habe recht damit. Auch ich wollte nur glauben, was ich sehen konnte.

Die andere Geschichte, die mir einfällt, ist die Entdeckung der Röntgenstrahlen — nur zum Beispiel. Am 8. November 1895 sah der Physiker Röntgen in seinem Labor in Würzburg während eines gewohnten Experiments plötzlich, daß ein Barium-Platinzyanür-Schirm aufleuchtete. Ich weiß nicht, was das ist. Aber ich weiß, daß es Zufall war, und daß Röntgen im Lauf der folgenden sieben Wochen eine neue Art von Strahlen mehr erfand als entdeckte, welche das Aufleuchten des Schirms erklären konnten: die Röntgen-Strahlen. Ferner ist bekannt, daß solche Apparate zur Erzeugung von Kathodenstrahlen, mit denen Röntgen laborierte, in zahlreichen europäischen Laboratorien gebraucht wurden, und daß vermutlich viele Physiker Auswirkungen von Röntgenstrahlen gesehen hatten, ohne sie zu entdecken. Mindestens ein englischer Forscher ärgerte sich im nachhinein darüber. Und diese Geschichte steht nicht allein: Entdeckungen in der Wissenschaft sind selten das Ereignis einer genauen Suche nach Neuen. Die Zeitgenossen von Röntgen waren jedenfalls entsetzt. Lord Kelvin nannte das Ganze einen geschickten Schwindel. Und Röntgen selbst dürfte nicht weniger erschrocken sein: er hatte nichts Unerwartetes erwartet bei seinem Experiment. Die Leistung von Röntgen besteht nicht darin, daß er als guter Physiker die Physik weiterentwickelt hat, sondern er hat als aufmerksamer Mensch etwas gesehen, was es für einen guten Physiker jener Zeit gar nicht gab, etwas jenseits der Physik. Die wirklich guten Physiker haben es übersehen.

Natürlich habe ich diese Geschichte irgendwo gelesen, aber beobachtet habe ich sie im Alltag schon oft und seither erst recht. Es gibt dafür auch andere Beispiele aus der Psychologie, aus der Wahrnehmungstheorie, aus dem Alltag. Es ist zu vermuten, daß es uns allen häufig so geht wie jenen guten und mittelmäßigen Physikern, und daß jener Monteur doch nicht ganz recht hatte. Ich möchte den Satz umkehren: Wir sehen nur, was wir glauben.

Die Geschichte vom alten Mann finde ich, vermutlich genauso wie Sie, unwahrscheinlich. Sie scheint mir nicht wahr. Nun neigt aber

die neuere Forschung der Ethnologie zur Annahme, daß es in der Wirklichkeit von fremden Kulturen wirklich Dinge gibt, die uns in unserer Wirklichkeit unmöglich scheinen. Vielleicht sogar hat es solche Dinge auch in der europäischen Geschichte früher wirklich gegeben, Hexen und Wunder und anderlei, und heute sehen wir solche Dinge nicht mehr, weil wir sie nicht glauben. Ihre zufällige Entdeckung muß uns mindestens so sehr erschrecken wie die Entdeckung der fremden Strahlen Röntgen und seine Zeitgenossen, vermutlich sogar mehr, denn die Physik nach Röntgen oder auch nach Einstein war leichter wiederherzustellen als unser ganzes bürgerlich-wissenschaftliches Weltbild. Vor dem Zusammenbruch ihrer Wahrnehmungs-Ordnung haben die meisten Menschen genauso Angst wie die Zürcher Ladenbesitzer vor den unruhigen Jugendlichen. Das Chaos draußen und das Chaos drinnen, politische Unordnung und Wahnsinn verbünden sich gegen die zuversichtliche Vernünftigkeit des Eigentümers.

Das hat nun aber sehr direkt mit unserem Thema zu tun.

Vom «Kreuz» in Solothurn zum Programm der SPS

1973 war ich dabei, als eine Gruppe von damals dreizehn Leuten zwischen 18 und 40 Jahren das Restaurant Kreuz in Solothurn übernahm, um — wie anfangs gesagt — unseren Problemen des Alltags eine genossenschaftliche Lösung entgegenzuhalten. Es war nicht ein «Experiment» für uns, nicht etwas Exklusives, von der Wirklichkeit Abgehobenes, sondern Resultat der Einsicht, daß herkömmliche Lösungen für unsere privaten Probleme des Zusammenlebens und Arbeitens nicht mehr taugten, und wir wollten die Hoffnung nicht aufgeben, daß es überhaupt noch taugliche Lösungen gebe. Das «Kreuz» wird inzwischen seit acht Jahren als genossenschaftlicher Betrieb geführt, ist beispielhaft geworden für viele, die heute in der Schweiz ähnliche Lösungen versuchen. Meine persönlichen Erfahrungen im Alltag der Genossenschaft habe ich darzustellen versucht in einem Buch, das ich nach dem Verlassen des «Kreuz» aus der Distanz des Beobachters und der Erinnerung des Betroffenen geschrieben habe. Ueber diese Erfahrungen wollen wir heute abend reden.

Im vergangenen Jahr nun habe ich in einer Kommission der Sozialdemokratischen Partei mitgearbeitet, deren Aufgabe der Entwurf eines neuen Parteiprogramms war. Die Kommission hat Selbstverwaltung zum Grundgedanken dieses Programmentwurfs gemacht. Selbstverwaltung als Ziel einer demokratischen Gesellschaft, Selbstverwaltung in der Gesellschaft, in der Wirtschaft, im Staat, in der Schule, in der Fabrik, im Büro und im Wohnquartier. Selbstverwaltung aber auch als Methode, um dieses Ziel zu erreichen, nämlich als Methode eines langen geschichtlichen Lernprozesses. Die Ereig-

nisse wie das «Kreuz» und andere solche «Inseln der Zukunft» können dabei nur bescheiden als Vorbilder dienen. Sie sind vielmehr Anlässe, sie sind Zeichen dafür, daß dieser Prozeß bereits begonnen hat. Ferner gibt es in der neueren bürgerlichen Betriebswirtschaft immer mehr liberale Theoretiker, die versuchen, Modelle einer Betriebs- und Wirtschaftsdemokratie zu diskutieren; es existieren umfangreiche volkswirtschaftliche Studien über die Probleme einer gesellschaftlichen Selbstverwaltung; Selbstverwaltung spielt auch eine Rolle bei den Planungsmodellen, die schwedische Architekten bereits erprobt haben in Wohnquartieren und Fabriken, und sie erscheint auch in Ueberlegungen zur Frage, wie der Staatsmüdigkeit und der politischen Apathie der Bevölkerung moderner Großstädte begegnet werden könnte, außer mit dem Schlagwort «mehr Freiheit — weniger Staat», das ohnehin wieder die Freiheit der wenigen meint. Selbstverwaltung als Schlagwort ist auch aufgetaucht im Zusammenhang mit dem geforderten Jugendzentrum in Zürich, und ich weiß, daß diese Jugendlichen, von denen ich wenige kenne und mit einigen geredet habe, durchaus in der Lage wären, ein solches autonomes «Zentrum» aufzubauen. Diese Chance eines gesellschaftlichen Lernprozesses, die Chance einer Mitbeteiligung der Jugendlichen an der Gesellschaft ist vertan und vereitelt worden von einem Stadtrat, der chaotisch die Ordnung der Eigentümer verteidigte, weil er durchdrungen war von jener Angst vor dem Neuen, vor dem scheinbar Ungeordneten, vor dem, was sich außerhalb der Norm «bewegt».

Selbstverwaltung ist also ein Neues, das sich überall mit verschiedenen Gesichtern zeigt. Selbstverwaltung als Reizwort, als Lebenshaltung, als Ziel, als Methode zur Lösung von Problemen, als Programm oder eben als Anti-Programm. Und natürlich wäre es nicht die erste Hoffnung, die sich historisch als Irrtum erweist. Aber was anderes ist dieser Irrtum als die andere Hälfte einer Wahrheit? Natürlich ist es eine Behauptung, daß Selbstverwaltung die heute fällige Antwort auf den Kapitalismus sei, die Methode, mit der wesentliche Probleme unserer Zeit angegangen und der Kapitalismus überwunden werden könne. Aber diese Behauptung fällt nicht vom Himmel; sie ist in zahlreichen Köpfen gewachsen und wächst weiter; sie ist das Resultat sowohl der Fähigkeiten, welche die Menschheit heute zur Gestaltung ihrer Welt entwickelt hat, als auch der Hindernisse, die dieser Gestaltung einer menschengemäßen Welt entgegengestellt werden. Selbstverwaltung ist ein historisch gewachsener Gedanke, der heute in ganz besonderer, unseren Verhältnissen entsprechender Form auftaucht. Der Gedanke, daß die Menschen heute fähig wären, gemeinschaftlich die Lösung nicht nur der technischen sondern auch der sozialen Probleme in die Hand zu nehmen ohne Bevormundung, in den Fabriken, in den Schulen, in den Quartieren unserer Städte selbst

zu walten, nicht egoistisch, sondern im Rahmen einer demokratischen Planung, und nicht nur auf Profit bedacht, sondern auf Wirtschaftlichkeit in einem Sinn, der Natur, Gemeinschaft und Zukunft berücksichtigt.

Was der Pragmatiker nicht kennt, frißt er nicht

Was wird diesem Gedanken entgegengehalten?

Als Antwort auf den Programmentwurf der SPS-Kommission lese ich im Tages-Anzeiger, der Entwurf entstamme einer «nicht mehr ganz frischen» 68er Generation, die der heutigen Jugend auch nichts mehr zu sagen habe. Ferner entwachse er dem «naiven und darum zum Scheitern verurteilten Glauben, unsere hochkomplizierte Gesellschaft sei mit einer einzigen Gesellschafts-Utopie (zum Beispiel Selbstverwaltung) nachhaltig zu beeinflussen oder zu verändern».

Andere begnügen sich mit der Feststellung, «der Schweizer» sei konservativ, nicht zu haben für Utopie. Manche halten Selbstverwaltung für einen guten Gedanken, aber doch nicht für den einzig-möglichen, und Pragmatiker aller Art sind froh um jede Zielvorstellung, dabei aber überzeugt, genau zu wissen, was politisch das Mögliche sei, denn Politik ist die Kunst des Möglichen, und was Politiker nicht für möglich halten, ist nicht realistisch.

Ich glaube nicht, daß unsere Politiker die Französische Revolution fünf Jahre vor ihrem Ausbruch für möglich gehalten hätten. Und noch weniger glaube ich, daß sie zum Beispiel die allmählichen Veränderungen bemerkt hätten, die diese Revolution hundert Jahre lang vorbereitet haben. Wie möchten sie da Vorgänge für möglich halten, die nicht auf Revolution abzielen sondern auf einen nicht abschließbaren Lernprozeß der zunehmenden Selbstverwaltung? Und so konservativ die Schweizer Bevölkerung auch sein mag: die Schweiz hat sich doch noch nie so massiv verändert wie in den letzten dreißig Jahren, stetig oder sprunghaft, und die Veränderung ist längst im Gang, die Frage ist bloß, wer sie bestimmt. Daß diese Bevölkerung auch mißtrauisch geworden ist gegenüber dem Fortschritt, wen erstaunt das? Aber was ist ein Pragmatiker anderes, als ein Bauer, der nicht frißt, was er nicht kennt? Es gibt Hunderte von Problemen — soziale Beziehung, Familienprobleme, Erziehung der Kinder, Zerstörung von Lebenssinn, Zerstörung von Wohnqualität — die mit den herkömmlichen Mitteln alle nicht gelöst werden können, und weil sie den Politiker in seiner bisherigen Praxis kaum erreicht haben, hält er sie für praktisch unlösbar. Das Betäubungsmittelgesetz hat fast nichts zu tun mit dem Problem des zerstörten Lebenssinns, und auch das modernste Familiengesetz hat wenig zu tun mit dem Problem

der Familie. Die Probleme im einzelnen sind private, aber die Möglichkeiten, sie zu lösen, sind politisch. Und weil diese Probleme den pragmatischen Politiker kaum erreichen, hält er ihre Lösung für Utopie.

Selbstverwaltung, meine ich, wäre eine Methode, diesen Dingen näher zu kommen. Selbstverwaltung nebst herkömmlicher Politik vorerst, Selbstverwaltung nebst Versuchen demokratischer Rahmenplanung, Selbstverwaltung in verschiedener Form je nach den verschiedenen Lebensbereichen. Es gibt dafür einige «Muster», nicht «Experimente», sondern lebendige Beispiele. In einem davon habe ich gearbeitet.

Und natürlich ist die Behauptung, Selbstverwaltung sei zukunftsweisend, eine Behauptung. Aber ist die Behauptung, die schweizerische politische Wirklichkeit sei zu kompliziert, um diesen historischen Lernprozeß in Bewegung zu setzen, keine Behauptung? Mir jedenfalls fällt dazu die Geschichte des Mannes mit dem weißen Bart ein, der nach dem Urteil aller Intellektuellen unhaltbar ist, und der sich im Volksmund so gut hält. Und mein Plädoyer für Selbstverwaltung beschränkt sich — gerade weil ich praktische Erfahrung habe damit — auf den Vorschlag, die Augen offen zu halten, nicht durch ideologische Debatten den Atem zu verlieren, wach zu bleiben und sich nicht betäuben zu lassen durch Vorurteile darüber, was das Mögliche sei.

Ausprobieren ist möglich. Nachdenken ist möglich. Und möglich ist der Versuch, auf die Probleme unseres Alltags anders zu antworten als bisher, mit neuen Methoden, das ist sogar nötig, zum Beispiel mit Selbstverwaltung, meinetwegen «zum Beispiel», obwohl zum Beispiel mir nichts anderes einfällt. Und nötig jedenfalls ist jener Glaube an eine künftige bessere Welt, den ihr, die Religiösen Sozialisten, nie geleugnet habt, den aber eure realpolitischen Genossinnen und Genossen oft einem Zynismus geopfert haben, den sie Pragmatismus nennen, indem sie nichts anderes für realpolitisch möglich halten als das, was sie seit Jahr und Tag praktizieren, in Parlamenten und Gremien und Kommissionen (ich will diese Arbeit nicht geringschätzen), weil sie sich nichts anderes mehr vorstellen können als das, was sie seit Jahr und Tag tun. Wer wirklich den Sozialismus will, dessen Reich ist in keinem Fall von dieser Welt, sondern von einer künftigen, und wer sich auf das beschränkt, was ist, ist kein Sozialist. Das Neue ist immer das Unwahrscheinliche.

Wir verlangen von unseren Voraussetzungen aus eine Verwaltung der wirtschaftlichen Dinge, worin alle gleichmäßig Anteil, alle gleichmäßig Rechte und Pflichten haben. Dazu gehört die Betriebsdemokratie, die den Arbeituntertanen zum Arbeitsbürger macht.

(Leonhard Ragaz, Die Erneuerung der Schweiz, Zürich 1933, S. 48)
